

Irmentraud Prade, Jg. 1930, aus einer Gablonzer Schmuckwarenherstellerfamilie

1944 war mein Vater ein angesehener Bürger, der in verschiedenen Gremien und Ausschüssen tätig war, was Repräsentationspflichten mit sich brachte und wodurch viele ausländische Besucher in unsere Firma kamen. Gablonz war geprägt vom Welthandel, dem Sich-Einstellen auf anderen Geschmack und den Umgang mit anderen Menschen. Diese Fähigkeit war das Kapital vieler Gablonzer, die in Handel und Erzeugung tätig waren. Wir waren gut situiert, aber nicht reich. Unser Vater war selbstständig und hatte eine mittelgroße, aber bekannte Gürtlerei. Ich wäre eine „bürgerliche Tochter“ geworden.

Am 8. Mai 1945 war von einem Tag auf den anderen alles zu Ende, auch in der Ausbildung. Ich war 15 Jahre alt und hatte knapp 5 Jahre das Gymnasium besucht. Am 9. Mai haben wir unwiderruflich und total das Gymnasium abgebrochen und so ging es auch meiner Schwester, die ein Jahr vor dem Abitur stand. Wir wurden enteignet (Haus, Betrieb und Grundstück), in den Betrieb kam eine tschechische Verwalterin. Wir konnten in unserer Wohnung bleiben.

Im Sommer 1945 musste jeder Betrieb Arbeitskräfte zur Ernte in Innerböhmen abstellen. Alle Personen über 15 Jahren mussten sich melden – und wir Mädchen kamen als Zwangsarbeiter in die Landwirtschaft. Wir blieben bis zur Kartoffelernte auf dem Hof.

Da Mutter weiterhin die schriftlichen Arbeiten (in unserem Betrieb) machte, erfuhr sie im Frühjahr 1946 wieder von geplanten Arbeitseinsätzen und wir wären wohl wieder weggekommen. Unser Vater, der als Fachkraft noch bleiben musste, wollte wenigstens die Kinder „in Sicherheit“ haben. ... Das Transportziel war meist unbekannt, aber eine Sekretärin verriet einem Bekannten von uns einen Transport, der im April 1946 nach Westen ging. Unsere Eltern besorgten uns innerhalb von 8 Tagen – mit vielen Zigaretten – alle nötigen Papiere und Stempel zur Ausweisung. Nun kam uns die amerikanische Bestimmung in die Quere, dass Familien nicht getrennt werden durften. Zufällig entdeckte die Sekretärin aber eine „Frau Prade ohne Anhang“ in der Transportliste und so wurden wir drei Mädchen auf dem Papier der uns unbekannteren Frau untergeschoben. Wir haben uns nie persönlich kennen gelernt.

Auch uns war das Transportziel unbekannt, wir wussten nur, dass es nach Westen ging. Wir kamen so nach Hessen und zu unserem Glück nicht in ein Auffanglager, wo wir bestimmt offiziell aufgefallen wären und man uns vielleicht wieder zurückgeschickt hätte. Wir wurden aus dem Zug heraus, von Bahnstation zu Bahnstation ausgeladen (hier 10 Leute, dort 20), und sofort zu Familien eingewiesen. Wegen der Einweisung und der Lebensmittelkarten mussten wir auf dem Bürgermeisteramt vorsprechen. Meine Schwester, die nie sehr kindlich ausgesehen hatte, drückte sich einen Hut in die Stirn und hat sich als „Frau mit zwei Kindern“ vorgestellt. So wurden wir zum Dorfschmied eingewiesen.

Im Sommer 1946 wurden auch unsere Eltern ausgewiesen. Viel durften sie nicht mitnehmen, keine Werkzeuge – selbst Zangen wurden als Spezialwerkzeuge gerechnet. „Man hatte, was man wusste und was man konnte – und sonst 30 Kilo.“

Sie kamen nach Bitterfeld in die russische Zone und da wir Kinder im Westen waren, haben sie sich sofort um eine Zuzugsgenehmigung bemüht. Diese Genehmigungen waren nicht mit Geld aufzuwiegen, sie waren Existenzgrundlage. Es dauerte einige Zeit, aber als wir Kinder von Hessen aus den Zuzug beantragt haben, klappte es im August 1946. Schon in Gablonz war bekannt, dass sich in Kaufbeuren wieder eine Industriegruppe bildete, aber diesmal klappte es nicht mit dem Zuzug.

Die Gablonzer Industrie ist eine Gruppenindustrie, deshalb gab es nach der Vertreibung große Schwierigkeiten, da die einzelnen Firmen nur in der Gruppe existieren

konnten. Trotzdem trennte man die ehemalige Bevölkerung, die Industrie kam nach Kaufbeuren, Gmünd und Karlsruhe. Die nicht-industrieabhängigen Gablonzer blieben dort wohnen, wohin es sie verschlagen hatte. Die Eingliederung für die Gablonzer war nirgends so schwer wie in Gmünd, in Karlsruhe waren die gewährten Kredite dreimal so hoch. Es gab keine eigene Wohnsiedlung wie in Kaufbeuren (Neugablonz), obwohl unter Bürgermeister Czisch eine geschlossene Ansiedlung auf dem Hardt geplant war.

Auch wir hatten wegen einer Wohnung viele Schwierigkeiten seitens der Stadt. Meinem Vater wurde eine Drei-Personen-Wohnung angeboten („wird schon gehen“), aber es war von der Quadratmeterzahl her nicht möglich, dass 5 Personen in dieser Wohnung leben konnten. Auf dem Rückweg nach Hessen war Vater wegen einer anderen Angelegenheit auf einem Amt in Stuttgart. Man hat damals jeden angesprochen, in der Hoffnung auf Rat oder Hilfe und dieser Mann hat dann von Stuttgart aus im Frühjahr 1947 unseren Zuzug nach Gmünd geregelt.

Wir haben Gmünd von Anfang an als echte Wohltat empfunden: der Landschaft war der Gablonz' ähnlich, das Klima etwas milder und es gab auch ein kulturelles Angebot. Der Ehrenbürger Gmünds, Dr. Hermann Erhard, machte in den ersten Jahren selbst Kunstführungen durch Gmünd, denn „man kann nur lieben, was man kennt, und die Vertriebenen können Gmünd nur lieben, wenn sie es kennen“ – und das in den Jahren, wo man wirklich nicht gern gesehen war.

Wir bekamen eine Wohnung in der Königturmstraße bei Gewerbeschulrat B., das war ein Glücksfall. Herr B. war noch in jugoslawischer Kriegsgefangenschaft, wir waren bei seiner Frau und den drei Kindern untergebracht. Küche und Toilette wurden, wie damals üblich, von beiden Familien gemeinsam benutzt. B. behielten zwei Zimmer, wir vier Personen bekamen ein großes und ein kleines Zimmer. Wir Mädchen haben mit Frau B. gekocht, aber wegen des Schwäbischen haben wir sie kaum verstanden. Geduldig hat sie jeden Satz dreimal wiederholt.

Im Frühsommer 1947 hat unser Vater hier das Geschäft gegründet. Als Werkstatt hat er die Kegelbahn im Gasthaus Hopfensitz bekommen, in der Kegelstube war der Exporteur Hugo Dahm untergebracht – in Gablonz eine Weltfirma!

Ich habe den Sommer über in der Firma mitgearbeitet, da Personen über 14 Jahre nur Lebensmittelkarten bekamen, wenn sie in einem Arbeitsverhältnis standen. Da wir zum Lötens Gas benötigten, hat Vater den Graben von der Klarenbergstraße durch den Garten selbst gehackt.

Es wurden die ersten Kontakte geknüpft – man musste immer auf Draht sein. Mal gab es da 5 kg Material, mal dort einen Schraubenschlüssel, dort eine Blechdose als Behältnis. Die Firma Deyhle hat im Krieg Aluminiumtöpfe gemacht, diese Aluminiumabfälle wurden zum Verkauf angeboten und wir haben sie ergattert. Daraus haben wir Broschen mit Alpenmotiv gesägt, natürlich alles mit der Hand. Auch mit Wehrmachtsabfällen haben wir gearbeitet und man war froh, wenn man erfahren hat, wo etwas zu bekommen war. 1947 waren nur der Vater und die Familie beschäftigt, 1948 hatte wir schon drei Gehilfen. Nach der Währungsreform war wieder alles weg, das Geschäft ging ganz schlecht. Deshalb ging unsere Mutter als Schneidermeisterin in Stellung, um den Lebensunterhalt für die Familie zu sichern, denn vom Geschäft konnte man nicht leben. Erst nach 2 Jahren trat eine Besserung ein.

Damals fand in Gmünd eine Dichterlesung mit Werner Bergengruen statt. Wir wären gerne hingegangen, konnten aber den Eintritt von 5 Pfennig nicht aufbringen, was Vater sehr verbitterte. Auch in den Bäckereien war nach der Währungsreform wieder alles zu kaufen, wir aber kauften nur Brot, keine Brötchen o. ä., da Brot auf das Kilo umgerechnet am billigsten war. Alles Geld wurde in den Betrieb gesteckt, die Familie stand zusammen und niemand hat aufgemuckt. Es war selbstverständlich, dass nur

die älteste Schwester ihr Abitur machte. Jedes Jahr ein neues Kleid war für uns undenkbar, obwohl wir im entsprechenden Alter waren. Unsere Schuhe haben wir so lange getragen, bis die Sohle vorne los ging. Dann sagten wir: „Der Schuh hat Hunger“. Wir waren aber trotz allem nicht unglücklich, obwohl das spätere Wirtschaftswunder für uns damals unvorstellbar war. Erste Auslandskontakte wurden wieder aufgenommen. Das Schwerste aber war, dass das ganze Gefüge der Gablonzer Industrie zerschlagen war. Um 1949 haben wir eine Goldschmiedewerkstatt in der Bahnhofstraße angemietet, die der Besitzer altershalber aufgegeben hatte. Nur durch persönliche Sympathie haben wir diese Werkstatt bekommen.

Ich besuchte von Herbst 1947 bis Frühjahr 1951 die Fachschule bis 6 Uhr abends. Danach ging ich aber nicht nach Hause, sondern in die Werkstatt und war dort noch tätig, erst dann gingen wir zum Abendessen. Die erste Generation musste Arbeit finden und etwas machen, da gab es keine Frage. Schwieriger war die Stellung der Kinder, oft haben sie ihre Abkommenschaft verleugnet – das merkte man daran, wie sie die schwäbische Sprache übernommen haben. Meine ältere Schwester kam mit 19 Jahren her und hat hier die letzte Klasse des Gymnasiums besucht. Ihre Mitschüler, die bei der Wehrmacht, im Arbeitsdienst usw. eingesetzt waren, haben sie akzeptiert. Die Schüler in niedrigeren Klassen, die nie Kontakte nach außerhalb gehabt hatten, haben die Vertriebenen abgelehnt.